

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 110 (1984)
Heft: 51-52

Artikel: Man müsste Klavier spielen können ...
Autor: Merz, Erich / Stauber, Jules
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-619673>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Man müsste Klavier

«Man müsste ...»: ein Tango-Mevergreen von Friedrich Schröder, der auch «Hochzeitsnacht im Paradies» komponiert hat. Einer, der's kann, das Klavierspielen, ist Guy Durey, Schweizer Botschafter in Riad. Eine Begabung, die er mit vielen Politikern wie Harry Truman, Richard Nixon und Helmuth Schmidt teilt. Der Unterschied: Des für Instrumente nicht idealen Riad-Klimas wegen wich der Botschafter vom eigenen auf einen Occasions-Konzertflügel aus, den die Eidgenossenschaft auf eigene Kosten hat in die neue Botschaft einfliegen lassen. Was jetzt Wirbel machte. Die «Basler Zeitung» scherzt dazu: Man erwägt, in Zukunft entweder nur unmusikalische oder auf kleine handliche Musikinstrumente spezialisierte Diplomaten anzustellen. Piccolo zum Beispiel, wodurch künftig vermehrt Basler Fasnächtler zu Diplomatenberufungen kämen ...

Heimweh

1977 ist der bekannte Schweizer Kunstmaler Varlin (eigentlich: Willy Guggenheim), gefürchtet seiner schlagfertigen Witzigkeit wegen, gestorben. Lange lebte er als Junggeselle mit

seiner Zwillingsschwester zusammen in Zürich. Und von einer Verwandten erbten die beiden ein altes, schwarzes, grosses Klavier. Weder Varlin noch seine Schwester spielten darauf. Die Kiste stand im Weg, und auf den Rat eines Freundes überliess Varlin sie für ein paar Franken einem Händler.

Hinterher war's weder ihm noch seiner Schwester recht. Immerhin, es war doch ein Erinnerungsstück gewesen! Varlin forschte nach dem Verbleib des Klaviers, das mittlerweile mehrmals den Besitzer gewechselt hatte. Endlich stöberte er den aktuellen Eigentümer auf, kaufte ihm den «Scherben» für teures Geld ab und liess ihn in die Wohnung transportieren, wo er unbenützt wieder Wohnraum wegfrass und freundlich an die Verstorbene erinnerte.

Gotthelfs Klage

Früher gehörte es weitherum zum guten Ton, dass sogenannte höhere Töchter Klavier spielten oder wenigstens klimperten. Eine Seuche sei's gewesen, liess mancher Zeitgenosse gequält wissen. Jeremias Gotthelf, zum Beispiel, formulierte es so: «Man klagt, der liebe Gott schicke keine Engel

mehr auf Erden. Das ist wegen des entsetzlichen Klavierens, das zu Stadt und Land fast in jedem Haus in Schwung gekommen. Dieses Klavier – so entsetzlich und jammersüchtig, mögen die Engel nicht ertragen.»

Überfüttert

Ignacy Jan Paderewski, Konzertpianist und später polnischer Staatspräsident – «Welch ein Abstieg!» soll Clémenceau zu diesem «Berufswechsel» gesagt haben – wohnte zeitweise in Lausanne. Eine seiner Kompositionen, das Menuett in G-Dur, wurde weltberühmt und war in jedem Konzertcafé, auf jedem elektrischen Klavier zu hören.

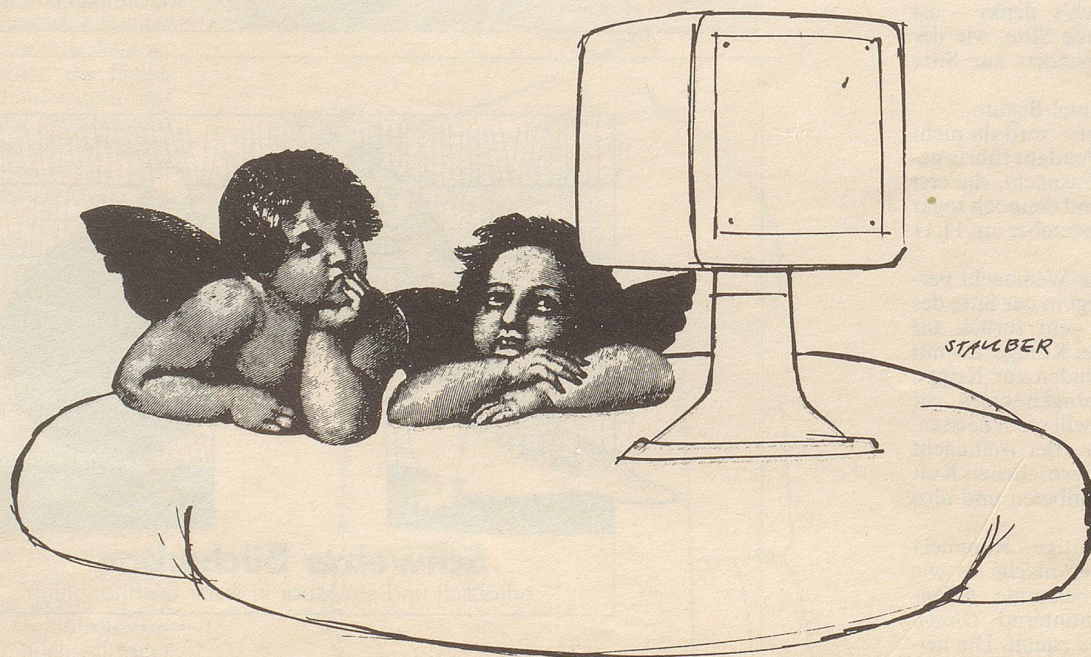
Der Konzertcafé-Pianist Cattari, der viele Jahre in Zürich lebte und als Bummler durch bedächtige Schritte und Künstler-Krempenhut auffiel, erzählte vor Jahrzehnten, wie er in einem Lausanner Kaffeehaus musiziert und plötzlich Paderewski als Gast entdeckt hatte. Umgehend intonierte Cattari das Paderewski-Menuett, innerlich frohlockend: «Diese Aufmerksamkeit wird den Prominenten freuen!» Aber Paderewski, solche Episoden mehr als gewohnt, zahlte seinen Kaffee und flüchtete eilig.

Müde Hände

Pianist Anton Rubinstein (nicht Arthur, sondern der Komponist der «Melodie in F»), pflegte zu sagen: «Klavierspiel ist kein Spiel mit dem Klavier.» Pianist Arthur Rubinstein hingegen hörte eines Tages damit auf, nach einem Konzertauftritt Autogramme zu erteilen. Grund: Seine Hände seien müde vom Spielen. Alleweil, es gab Ausnahmen. Zum Beispiel: Ein junges Mädchen lauerte Rubinstein vor dem Künstlerzimmer auf. Mit Notizblock und Bleistift. Und als Rubinstein abwinkend erklärte, seine Hände seien müde vom Spielen, reagierte das Mädchen keck: «Meine Hände sind auch müde, vom Applaudieren.» Es bekam sein Autogramm.

Gut gemeint

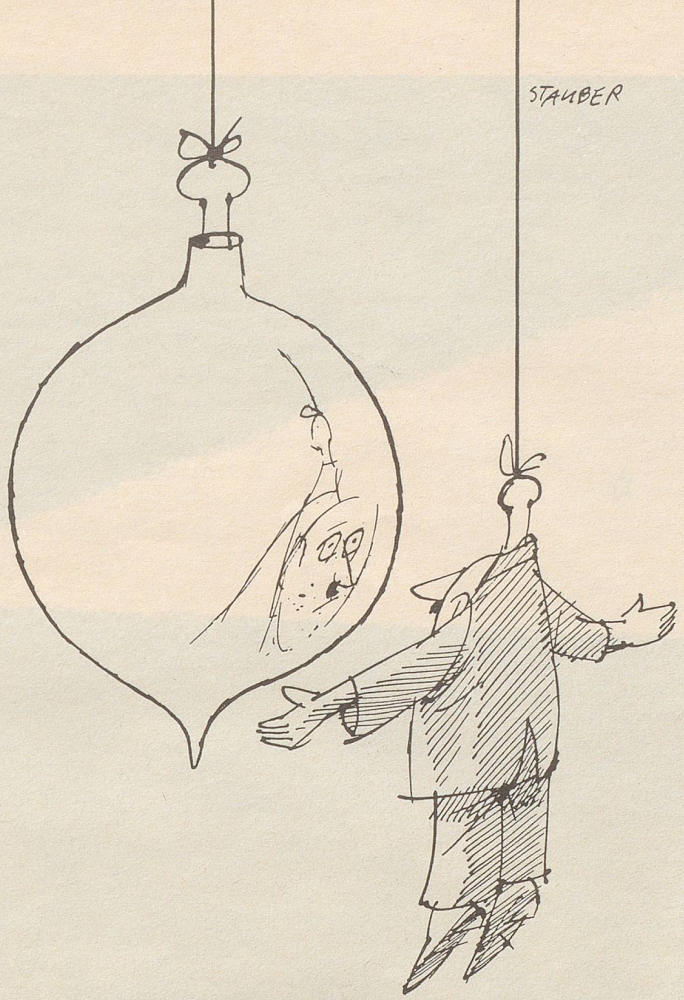
Nach dem Presseball 1982 in Basel erzählte man sich: Für den gastgewerblichen Teil am Ball war jener Basler Wirt zuständig, der vorzugsweise «Channe-Walter» gerufen wurde. Am Tag vor dem Anlass füllte er den Eischrank in der Mustermesse mit Schämpis. Da hörte er im Saal jemanden Klavier spielen. Es gefiel ihm nicht schlecht, er öffnete eine Flasche Champagner, ging in den



STAUBER

spielen können ...

Saal und sagte zum Musikus wohlwollend: «Junger Mann, Sie haben Talent. Sie sollten sich ausbilden lassen. Wenn Sie je ein Engagement suchen: in meiner Beiz können Sie jederzeit klimpern. Fragen Sie einfach nach dem <Channe-Walter!>» Worauf der blonde Mann freundlich lächelte und sagte: «Angenehm, mein Name ist Richard Clayderman.» Der Komponist und Interpret der «Ballade pour Adeline» also, der innert kurzen Jahren mehr Schallplatten verkauft hat als je zuvor ein Pianist rund um den Erdball.



Erbarmen, Nachbarin!

«Papa Locher» wurde in Zürich ein Posamenter und Bekannter Gottfried Kellers genannt. In einem Büchlein, das er um die Jahrhundertwende im Selbstverlag herausgab, findet sich das Klagelied eines Mieters an die Wohnungsnachbarin. So fängt's an: «O Heldin auf dem Pianoforte, / vernimm des Nachbars Jammerworte. / Vor Tagesanbruch weckt ihn schon / dein <Hochzeitsmarsch> von Mendelssohn. / Springt er verzweifelt aus dem Bett, / spielst du aus <Freischütz> das Terzett, / und wäscht er sich, begleitet ihn / der Brautgesang aus <Lohengrin>. / Sobald er vor den Spiegel tritt, legst los du den <Walkürenritt>.» Abends, beim Heimkommen, die gleiche Plage: «Dann reitest du durch Nacht und Wind / noch spät mit Vater und mit Kind. / Und ist das Kind gestorben kaum, / dann rauscht <Der alte Lindenbaum>.»

zu Ross angepeilt: «Sind Sie Mister Busoni?» Als Busoni bejahte, fragte der Sheriff: «Und was spielen Sie heute abend für uns?» Busoni erwähnte eine Sonate von Beethoven. Der Sheriff: «Well, Beethoven, ist das ein netter Bursche?» Busoni: «Sorry, er lebt nicht mehr.» Und der Sheriff: «Lebt nicht mehr? Wer hat ihn abgeknallt?»

Ein neuer Kleber fürs Auto



Armin Müller

Wildwest

Der hervorragende italienische Ferruccio Busoni lebte vorübergehend an der Scheuchzerstrasse in Zürich, bummelte oft mit seinem grossen Hund zum Hauptbahnhof, wo der Vierbeiner sich auf dem Bahnhofplatz bei heissem Wetter gern im Wasserbeken des Alfred-Escher-Denkmal abkühlte. Als eines Tages ein Polizist dazutrat, befahl er Busoni, den Hund aus dem Wasser zu rufen. Drauf Busoni: «Bitte, sagen Sie's dem Hund selber, auf mich hört er nicht!» Und auf Konzerttournee vor dem Ersten Weltkrieg in den USA stieg Busoni in einem «Kaff» aus dem Zug, wurde vom Sheriff hoch

